

Zweierlei Partnerschaft

Das Kammerorchester Basel und Sol Gabetta im Musiksaal

Von Sigfried Schibli

Basel. Aus den einstigen Konkurrenten auf dem Basler Konzertmarkt sind Partner geworden: Das Kammerorchester Basel pflegt heute mit der Allgemeinen Musikgesellschaft eine freundschaftliche Zusammenarbeit, die sich offensichtlich für beide Seiten lohnt. Der Musiksaal war im AMG-Abonnementskonzert am Freitag voll besetzt, sogar das Podium war bestuhlt worden.

Der Magnet des Abends war zweifellos die Cellistin Sol Gabetta, die zwar nicht selten in der Region zu hören ist, von der man aber nicht so schnell genug bekommt. Sie spielte das Cellokonzert in a-Moll (1850) von Robert Schumann und lieferte sich mit dem Dirigenten Giovanni Antonini einen Dialog, wie er spannender kaum hätte sein können. Denn während Antonini zuerst auf ein fast stürmisches Tempo setzte, beharrte die Solistin auf dem grüblerischen, nachdenklichen Grundton dieses Konzertwerks auf der Schwelle zu Schumanns Altersstil.

Wortloses Veto der Solistin

Auch der «sehr lebhaft» zu nehmende Werkteil begann im Orchester spritzig und angriffsflustig, bis die Cellostimme wortlos ihr Veto einlegte und auf ein reflektierendes Innenhalten pochte. An virtuosen Sechzehntelpassagen war dann gleichwohl kein Mangel. Dass diese Auseinandersetzung zwischen zwei musikalischen Temperamenten nicht zum stilistischen Bruch führte, stellte allen Beteiligten ein gutes Zeugnis aus.

Als Zugabe schenken die Interpreten dem begeisterten Publikum das Lied «Après un rêve» von Gabriel Fauré in einer Bearbeitung für Violoncello und Orchester – noch einmal Gelegenheit, sich dem herrlich elegant und drucklos strömenden Cello-Gesang von Sol Gabetta hinzugeben.

Das Kammerorchester Basel erarbeitet derzeit mit dem Dirigenten Giovanni Antonini eine Gesamtaufnahme der Beethoven-Sinfonien (vgl. die CD-Kritik auf dieser Seite), und man hörte seiner Wiedergabe der «Prometheus»-Ouvertüre an, wie vertraut die beiden Partner miteinander sind, wie einig sie sich darin sind, Beethoven als Hochdruck-Musiker zu inszenieren.

Einer ähnlichen Prozedur unterwerfen sie die erste Sinfonie in B-Dur von Robert Schumann, deren federnder Rhythmus im ersten Satz doch ein wenig allzu forciert klingt. Doch war es ein Vergnügen, den sehr kurz und sec artikulierenden Hörnern zu lauschen, und der Schlusssatz (mit stark spielenden Oboen) tönte wirklich «animato e grazioso». Auch hier gab es eine Zugabe: die Ouvertüre zur «Italienerin in Algier» von Rossini.

Mitleid mit dem Heldenentor

Wagners romantische Oper «Tannhäuser» am Theater Freiburg



Elisabeth und Tannhäuser. Anna Nechaeva brillierte, Christian Voigt war an der Premiere indisponiert. Foto Maurice Korb

Von Sigfried Schibli, Freiburg/Br.

Meine Nachbarin zur Linken wunderte sich, dass ein Musikkritiker aus Basel eine Freiburger Premiere besucht, da Freiburg im Breisgau doch «provinziell» sei. Das mag in mancherlei Hinsicht stimmen, in Sachen Wagner-Pflege aber nicht. Das Freiburger Theater hat in den vergangenen Jahren fast alles von Wagner auf die Bühne gebracht, inklusive den kompletten «Ring des Nibelungen», den man in Basel seit fast 40 Jahren nicht mehr zustande gebracht hat, meist in interessanten, modernen Inszenierungen mit Sängern, die auch an grösseren Häusern reüssieren würden.

Und der Wagner-begeisterte Generalmusikdirektor Fabrice Bollon hat mit dem Philharmonischen Orchester Freiburg und dem ausgezeichneten Theaterchor eine Wagner-Kompetenz erarbeitet, die musikalisch zu beachtlichen Ergebnissen führt.

Furcht vor dem Traditionellen

Am Samstag war «Tannhäuser» an der Reihe. Diese romantische Oper aus dem Jahr 1845 hat man der vor 34 Jahren in Würzburg geborenen Eva-Maria Höckmayr anvertraut, die als grosses Talent der Opernregie gehandelt wird. Sie versteht sich offensichtlich als kreative Musiktheater-Regisseurin, die aus lauter Furcht vor dem Traditionellen und allzu Konventionellen zu szenischen Lösungen greift, die ihrerseits wieder recht konventionell wirken, da das sogenannte

Regietheater längst eigene Konventionen herausgebildet hat. So verdoppelt sie in ihrer Inszenierung die Titelfigur des zwischen Sinnverlust und religiöser Innerlichkeit zerrissenen Heinrich Tannhäuser durch ein stummes Double. Dieses geistert in den ersten beiden Akten wie ein aus der geschlossenen Abteilung einer Nervenheilanstalt entfloherener Patient durch das Geschehen.

Vermutlich will uns die Regisseurin damit sagen, dass Tannhäuser zwei Seelen in seiner Brust hat und frommen Gedanken nachgeht, während er im Venusberg die Freuden der sinnlichen Liebe geniess – und umgekehrt. Im dritten Akt, wenn Tannhäuser von seiner Pilgerreise nach Rom zurückkehrt und der alten sexuellen Lust verfällt, fehlt dann das Double, aber man vermisst es nicht wirklich. Im Gegenteil, die stärksten Szenen finden sich in diesem vergleichsweise traditionell inszenierten Schlusssakt.

Lobenswert sind die genaue Personenführung und die von Julia Rösler entworfenen Kostüme, die konsequent in Grau-Weiss und Rot gehalten sind. Problematisch ist dagegen Höckmayrs Entscheidung für ein Einheitsbühnenbild (Nina von Essen), das in allen drei Akten unverändert bleibt. Die Darbietungen im Sängerwettstreit – wer kann das Wesen der Liebe am besten im Lied erfassen? – erfolgen von der Kanzel herunter, was einigermaßen absurd ist. Und die Sinnenfreuden des Venusbergs (1. Akt) werden nur durch Videoprojektionen an Kirchenwänden erahnbare,

mehr Sinnlichkeit lässt die prüde Regisseurin nicht zu, während die religiösen Riten sehr realistisch gezeigt werden.

Eine grosse Anna N.

Was die Sängerbesetzung betrifft, so stand die Freiburger Premiere unter einem unglücklichen Stern. Der Titeldarsteller Christian Voigt musste sich wegen einer Erkältung indisponiert melden, und während seine Stimme in den ersten beiden Akten noch einigermaßen durchhielt, kam im dritten Akt mit der grossen Romerzählung nicht viel mehr als ein heiseres Bellen aus seiner Kehle. Der tapfere Tenor, der vor zwei Jahren in Freiburg schon die Titelpartie des «Lohengrin» gesungen hat, durfte sich eines starken Solidaritäts-Beifalls sicher sein.

Früher war es üblich, die Partien der verführerischen Venus und der frommen Elisabeth von ein und derselben Sängerin darstellen zu lassen; das ist heute zur Ausnahme geworden. In Freiburg singt Viktoria Mester eine stimmlich stabile Venus und Anna Nechaeva eine hinreissende, musikalisch souveräne und ungewöhnlich textverständliche Elisabeth. Mit der grossen Anna Netrebko teilt sie mehr als nur die Initialen. Jin Seok Lee ist der markante Darsteller des Landgrafen, Alejandro Larraga Schleske der baritonale gepflegte Sänger des Wolfram von Eschenbach. Zu den restlichen Besetzungen gäbe es manch Erfreuliches und keine Ausfälle zu vermelden.

Theater Freiburg/Br., nächste Aufführungen 6., 15., 20., 23. 3. www.theater-freiburg.de

Es sind so kleine Fluchten

Singer/Songwriter Trummer spürt der Wehmut nach

Von Michael Gasser

Basel. «Wir wollen ein wenig Verwirrung hinterlassen», sagt Trummer nach der Konzertpause, lächelt verschmitzt und fährt fort mit seinen «Heldenliedern», die so eng miteinander verwoben sind, dass es sich zu konzentrieren gilt. Sonst geht man im Beziehungsgeflecht der Protagonisten rasch verloren. Das neueste Projekt des Frutigers nimmt mit in «Elenis Bar», eine fiktive Quartierbeiz irgendwo im Bernischen, in der sich Jungbanker, Bauarbeiter und Immigranten begegnen. Manchmal entstehen dort Freundschaften, manchmal Beziehungen, oft bleibt Sehnsucht.

Trummer ist der politisch überkorrekte Beobachter, der immer mitfühlt und nie urteilt. Mit akustischer Gitarre und Mundharmonika berichtet er von kleinen Fluchten, wiederkehrenden Niederlagen und der Erkenntnis, dass das Leben so ist, wie es ist. Gemeinsam mit Schlagzeuger Sämi Baur und Nadja Stoller am Akkordeon widmet sich der 35-Jährige unter anderem der Geschichte von «Ismael». Einem tunesischen Teeverkäufer aus (ein kleiner Verweis auf Mani Matter) El Hama, der in die Schweiz flüchtet, aber nun wieder zurück muss. Und dabei Jenä, die Bedienung aus «Elenis Bar», gleich mitnimmt, was den Erzähler in «D Usnahm» betrübt. In «Cecylia & Ludmilla» spinnt Trummer die Geschichte von «Ludmilla» von Patent Ochsner gekonnt weiter.

Mangelnder Gesamteindruck

Trummers szenische Texte werden von Porträts des Zürchers Illustrators Andreas Gefé untermalt. Was bei der CD mit begleitendem Buch Sinn ergibt, bleibt auf der Bühne vage. Zwar ist klar, dass auf den Bildern die Besungenen zu sehen sind, doch weil die Malereien nach jedem Song – umständlich – ausgetauscht werden, will kein Gesamteindruck aufkommen und kaum Zusammenhang entstehen. Die Musik, die das Trio zeichnet, geht stets vom Volk aus. Es wird viel Wert darauf gelegt, die Stücke auch ja in die richtigen Klangfarben zu tauchen: «Kenyatta Highway» kommt als rasselnder Afro-Gospel daher, «Lötschbärgstrass» als schleppender Sehnsuchtsong und «Fred» als rabenschwarzes Chanson.

Die Welt nach Trummer ist frei von Illusionen. Geträumt wird trotzdem, jedoch nur sehr klein. Bisweilen haftet dem Abend ein leiser Geruch des Didaktischen an. Ausbrüche gönnt man sich so gut wie keine und alles Freche muss draussen bleiben. Schade, denn solches hätte aus einem stimmigen Auftritt einen noch besseren gemacht. Festzuhalten gilt es aber: Wenns darum geht, Wehmut zu besingen, dann gibts keinen Besseren als Trummer.

Hören & Sehen

Vaterglück und Ferienstimmung mit Ritschi

Süffig. Mit Plüsch hat er der Schweiz ein paar unsterbliche Hymnen auf die heile Heimat beschert (allen voran «Heimweh»). Und das Volk dankte das Andreas Ritschard alias Ritschi mit Mehrfach-Platin. Doch auch auf Solopfadern musiziert der Interlakner sehr erfolgreich: Sein Erstling «Probier mich doch mal us» (2009) schaffte es nur um ein Haar nicht an die Spitze der Charts, und auch der aktuelle Nachfolger «Öpfelboum u Palme» dürfte mit offenen Ohren gehört werden. «Uf dr Flucht» ist süffiger Pop, und «Numme 5 Minute» eine melancholische Sixties-Ballade, bei welcher der stets treffsichere Ritschi als Sänger besonders brilliert. In «Bim erschte Schritt» – dem prädestinierten Hit des Albums – besingt der 34-Jährige das Vaterglück, im Titelstück gibt er zur Ukulele Tipps gegen das Fernweh und in «Ja klar» gelingen ihm ein paar witzige Textwendungen. Den rockigsten und den ruhigsten Track («U.B.S.S.O.» und «Ändlech weh») steuert mit Bassist Emmi Lichtenhahn ein Basler bei. **Ritschi:** «Öpfelboum u Palme». Warner. **Live:** 27. Pratteln. 26. April.



Beethoven – aufregend

Comme il faut. Auch bei dieser vierten (und vorletzten) CD mit den Beethoven-Sinfonien 7 und 8 ist des Staunens kein Ende. Das jahrelange Beethoven-Exerzium in Probe, Konzert und Aufnahme vermochte beim Kammerorchester Basel hörbar Agilität, rhetorische Ausstrahlung und Jugendfrische zu steigern – als musiziere man in einer Quartetttrunde. Der Ideenreichtum von Maestro Giovanni Antonini scheint unerschöpflich. Am Beispiel der Siebenten: Der Einleitung verleiht er massvolle Ruhe und bohrende Unruhe zugleich. Satz 2 kommt nicht als mystifizierter Trauermarsch daher, sondern als zügiges, dennoch berührendes Allegretto. Dreimal erklingt das kapriziöse hingetupfte Scherzo – jedes Mal spannender. Das Finale – wahrlich mit revolutionärem Feuer erfüllt. Jeder Staccato-Punkt, jeder Schweller, jedes Sforzato ordnet sich dem Ziel grösstmöglicher Deutlichkeit und Lebendigkeit zu. In Basel rundet sich ein Beethoven-Zyklus von Format und Gewicht. Auf den Schlusssakt mit der Neunten richten sich hohe Erwartungen. **KS Beethoven:** Sinfonien. KOB, Antonini. Sony.

Aargauer Tonkunst

Zurücklauschend. In den 1990er-Jahren sind sie hoch betagt gestorben, die mit dem Aargau verbundenen und nicht nur innerhalb regionaler Grenzen angesehenen Komponisten Walther Geiser, Heinrich Sutermeister, Peter Mieg, Janós Tamás und Ernst Widmer. Beim Anhören fallen individuell weiterentwickelte Anklänge an Strawinsky und Bartók auf, dazu erklärte Vorlieben für modale und bitonale Klangfelder. Was geschieht mit dem aus den Konzertsälen verschwundenen Œuvre dieser Halbvergessenen? Eine verdienstvolle CD, engagiert bespielt vom Orchester Argovia Philharmonie unter seinem britischen Dirigenten Douglas Bostock, offeriert nun eine Handvoll Kostproben zur Überprüfung gestriger und heutiger Aktualität. Informativ Begleitung bietet das sorgfältig kompilierte Booklet. Zum Einstieg empfohlen: Heinrich Sutermeisters kapriziöse «Marche fantasque» von 1950. Beim Verlassen dieses «Tonmuseums» darf es dann vielleicht sein: Peter Miegs verspieltes «Concerto da camera» von 1952 mit dem Pianisten Rafael Rütli. **KS Orchestermusik:** Aus dem Aargau. Coviello.

The Notwist

Indierock. Manches ändert sich nicht: Sechs Jahre sind wieder um, The Notwist bringen ein neues Album raus. Was sich aber gehörig verändert hat, ist das Soundbild, mit dem das oberbayrische Trio «Close To The Glass» eröffnen: Kühles Gepiepe und Gepluckere, schattiges Klatschen, perkussives Knirschen, in das Markus Achers dünn-nasale Stimme verloren schwebt. Vor rund 25 Jahren mit Metal und Punk angefangen, haben The Notwist 2002 mit «Neon Golden» einen Meilenstein des deutschen Indierock vorgelegt. Auch damals gab es die harmonischen Fließbewegungen von Elektronik und sprödem Rock, und glaubt man den ersten beiden Tracks von «Close To The Glass», haben The Notwist die Gitarren endgültig kaltgestellt. Dann allerdings: «Kong» und «Casino», zwei Perlen selbstbewusst geschmierter Melodien, kräuselnder Lärm auf «Seven Hour Drive», «Lineri», fast neun Minuten lang, ohne Gesang, dafür mit Krautrock, Pop-Art, sinnesbetäubendem Ambient. Für die Stoiker von The Notwist gibt es keine Grenze. **asc The Notwist:** «Close To The Glass». TBA.